

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 14

Artikel: Löwenzahn
Autor: Stilgebauer, Edward
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636226>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

er befand sich wahrscheinlich an der unteren Terrasse des Südwestflügels, in der Nähe des Hasmonäer-Palastes. Hier hat wohl wegen der Dringlichkeit der Sache die erste Sitzung des Hohen Rates um Mitternacht stattgefunden, während die zweite Sitzung dann vorschriftsgemäß bei Sonnenaufgang im Sitzungszimmer des Tempels abgehalten wurde. Als Jesus vor Pilatus geführt wurde, brachte man ihn nach dem Praetorium, der Residenz des römischen Statthalters. Das römische Regierungsgebäude befand sich damals in der gewaltigen Herodesburg. Dort fand das Verhör auf einer Stätte statt, die hebräisch Gabbatha heißt, wobei es sich nur um eine Rampe handeln kann, die an dem Palastgebäude vorsprang, so daß der Procurator nur aus dem Gebäude herauszutreten brauchte, um der auf dem Platz versammelten Volksmenge sichtbar zu werden. Die Geißelung und Verpötlung durch die Soldaten vollzog sich im Palast. Nach dem Lukas-Evangelium schickte dann Pilatus den Angellagen, der Galiläer war, zu dem gerade in Jerusalem weilenden Tetrarchen von Galiläa, Herodes Antipas, nach dem Palast der Hasmonäer, der ganz unten am Südwesthügel, hart an der Nordmauer lag. Hier spielte sich Verhör und Verurteilung Jesu ab. Die vielumstrittenen Stätten der Kreuzigung und Grablegung sind ja neuerdings in ihrem Zusammenhang mit der Grabeskirche ebenfalls genauer bestimmt worden. K.

Löwenzahn.

Eine Ostergeschichte aus der Waadt
von Edward Stilgebauer.

Das blaue Auge der Waadt — so nannte J. E. Heer in ferner Jugend schönen Tagen den Genfersee — war ungetrübt. Nicht auf den höchsten der Grate und Zinken auch nur ein einziges Wölkchen! Sogar die Dent d'Oche, die doch sonst immer des fliehenden Winters letzte Feßen aus Hochflavonen sammelte und sie als griesgrämigen Schleier um ihre Felsenstirn legte, spiegelte sich in ihrer ganzen Schönheit in dem blüßblanken Spiegel der saphirenen Wasser. Von der Höhe anzuschauen wie Riesenschwäne glitten die Barken von Meillerie und Evian mit ihren schneeweißen Doppelsegeln über den See.

Die Lavaux — so und nicht anders nennt sich das Weingelände der Hügel zwischen Duchy und Beven — sang des Vignerons uraltes und doch ewig junges Frühlingslied: „Canton de Vaud si beau!“ an diesem Ostermorgen, der nun von der im fernen Osten grühenden Dent de Zaman zu Tale gestiegen war.

Zum mindesten war dies das Empfinden Fritz Binders, der heute, ein Vierziger, nach langen und vielen Jahren den See seines Jugendtraumes zum erstenmal wieder sah. Die Ueberrahme eines Vortrages aus seinem Spezialgebiete — der griechischen Kunstgeschichte — hatte ihn nach Bern geführt. Es hätte wohl näher gelegen, diese prachtvollen Ostertage, die er nun frei hatte, in Interlaken am Fuße der Jungfrau zu verbringen. Aber die Erinnerung, die sich auch in zwanzig langen Jahren eines an Enttäuschungen reichen Lebens ungetrübt erhalten hatte, zog.

War es Laune seiner eigenen stets problematischen Natur, war es Fügung des Schicksals, die ihn gestern am Bahnhof der Bundeshauptstadt dazu gebracht hatte, die Fahrkarte nach Lausanne zu lösen? Er wußte es nicht und ging offengestanden in seinem Inneren auch keiner Klärung nach. Genug, er befand sich tatsächlich wieder auf dem Wege, den er damals, ein krasser Jux, Eugénie Rimbaud am Arme, zurückgelegt, und stand just vor der Umfriedung des Obsttüttes, aus dessen grünem Grunde er gemeinsam mit der Freundin des Löwenzahns erste und zarte Keimlinge für den Osterjulat ihres elterlichen Hauses gestochen hatte.

Denn es war und ist und bleibt Sitte der Waadt, am Ostertage des Lenzes allgemeinste Pflanze mit des Eis

gelben Dotter zu mengen, weil der Genuß solchen Gerichtes dem Vignerons reichen Segen für die Tage der Vendange verspricht.

Hier war das in der Tat. Noch keine zweihundert Meter von „Mon Abri“ entfernt. Dem Landhause, das Papa Rimbaud gehört hatte! Dem breiten Feigenbaume, unter dessen sich eben entfaltenden Blättern es ihm der Alte plausible gemacht, warum es nichts mit seinen schönen Hoffnungen auf Eugénie und deren ewige Liebe war.

Fritz Binder hielt die Hand vor die Augen. Nicht, daß diese bei solcher Erinnerung feucht geworden wären, o nein! Aber die Sonne blendete. Diese unglaublich starke Sonne, die aus der Schale des Sees an die Hügel zurückgeworfen, den Dézaley und den Villeneuve reißt.

Noch heute klangen Papa Rimbauds freundschaftliche, ja väterliche Worte hier in Fritz Binders Ohren. Die niemals vergessenen, weil niemals verziehenen Worte, daß Bauer und Gelehrter ein schlechtes Gespann vor dem Pfluge des Lebens abgeben möchten und daß ihm für seine Wertschaft ein handfester Schaffer als Schwieger vorzögen sei. In die Tiefen freilich hatte der Zwanzigjährige damals noch nicht geblickt. Die ganze Tragweite dieser väterlichen Absage war ihm erst viel später klar geworden, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß Julien Lacombe, sein glücklicher Nebenbuhler, der in Wein reiste, seine 80,000 Fränkli in das verschuldete „Mon Abri“ gesteckt hatte und daß Eugénie und seine Liebe Opfer der väterlichen Mißwirtschaft geworden waren.

Er hätte von Bern doch lieber südwärts als westwärts ziehen sollen, sagte sich Fritz Binder jetzt.

Aber was war denn das? Durfte er seinen beiden gesunden Augen nicht mehr trauen und erlag er einer Halluzination?

Schwarz auf Weiß, vor mehr denn fünf Jahren hatte er doch im „Bund“ die Todesanzeige gelesen. Durch den Brief eines Laanner Freundes war sie ihm zudem persönlich bestätigt worden, diese schmerzliche Nachricht, daß Madame Lacombe, geb. Rimbaud, seine Eugénie, nach der Geburt ihres jüngsten Kindes gestorben sei.

Und nun! Keine zehn Schritte von ihm entfernt, dort drüben unter dem alten Birnbaum, dessen Früchte im August durch ihre Süße ihrer Jüngend Entzücken gewesen, kniete sie an der Seite eines Studenten und stach des Löwenzahns Keimlinge aus dem lenzfrischen Gras. Seiner Jugend schönster Traum, der sich hier nach zwanzig langen Jahren am Morgen der Auferstehung wie durch ein Wunder wiederholt hatte.

Wie verzaubert kam sich Fritz Binder vor. Kaum, daß er sich zu rühren wagte, aus Furcht, es könne sich hier tatsächlich um eine schöne Fata Morgana handeln, die die Ernüchterung des Wüstenreisenden unwiederbringlich vertreibt.

Aber die Märchengestalt des Auferstehungsmorgens seiner eigenen Jugend erhob sich jetzt und ging auf Fritz Binder zu. Das hoch mit Löwenzahn gefüllte Henkelkörbchen, das er wieder zu erkennen glaubte, am linken Arme, die rechte Hand auf des fremden Studenten Schulter gestützt.

Eine Neunzehnjährige! Blond und frisch mit einem Augenpaar, das den Schweizerdichter zu seinem Vergleich hätte begeistert haben können. Fritz Binder grüßte.

„Sind Sie hier fremd?“

Diese Stimme!

„Ich bin es geworden!“

„Die Straße führt über Lutry nach Cully.“

„Das weiß ich!“

„Dann sind Sie hier doch nicht fremd!“

„Nein! Ich kenne sogar Sie! Sie sind Madeleine Lacombe!“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich denke es mir!“

„Sie rieten richtig, wenn Sie geraten haben!“

„Das tat ich! Was macht Julien Rimbaud?“

„Mein Vater? Er starb im August!“

„Auch er?“

„Ja!“

„Und wer haust nun in „Mon Abri“?“

„Auch das wissen Sie?“

„Auch das!...“

„Großvater, der noch immer rüstig ist, und Tante Berthe!“

„Dann grüßen Sie Papa Rimbaud und Tante Berthe von einem, der einst an einem Ostertage den Löwenzahn für „Mon Abri“ sammelte und dann für immer in die Ferne gezogen ist!“

Frik Binder wandte sich zum Gehen.

Der Student schwieg.

Doch da legte sich Madeleines Hand auf des Fremdgewordenen Arm und leise kam es von ihren Lippen:

„Dann sind Sie Frik Binder, dessen Photographie mit der Germanenmütze und dem dreifarbigem Band in Mutters altem Album steckt?“

„Vielleicht!“

„Ja, Sie sind es!“

Madeleine Lacombe bat und bettelte und sie verstand sich darauf. Schließlich gelang es ihr auch, ihren eigensinnigen Willen durchzusetzen, und so hat Frik Binder noch einmal in „Mon Abri“ zu Ostern gespeist.

Ostern.

Von Karl Röttger.

Da aber das Grab sich aufrat, nicht trat hervor,
Der vordem hineingelegt ward. Da ging das Licht
Glühend auf hinterm Berg... und aus dem Tor
Des Todes trat ewig Lebendiges. Und sie sahen ihn nicht.

Sie sahen ihn nicht. Vor ihren Augen vorüber
Schritt er dahin; leicht und leicht; in seliger Klarheit.
Und sie sahen ihn nicht. Vor ihren Augen ein trüber
Flor hüllte ihnen noch die siegleuchtende Wahrheit.

Und sie sahen ihn nicht, bis daß er sprach mit der Stimme,
die schon

Nun nicht mehr Erdenstimme war, und mit dem Herzen,
Das schon über dem Irdischen fühlt, und in dem die
Schmerzen

Menschlichen Leides erklingen wie ganz vollendeter Ton.

Und da sahen sie ihn... und wußten, daß nicht ein Traum
Dies sei. Und daß Frühling nun ganz in Fülle
Und seligem Lichte steh'. Und daß in den ewigen Raum,
In die Allheit, in Gottes ewige Stille,
Lächle des Einen vollendeter, heiliger Wille.

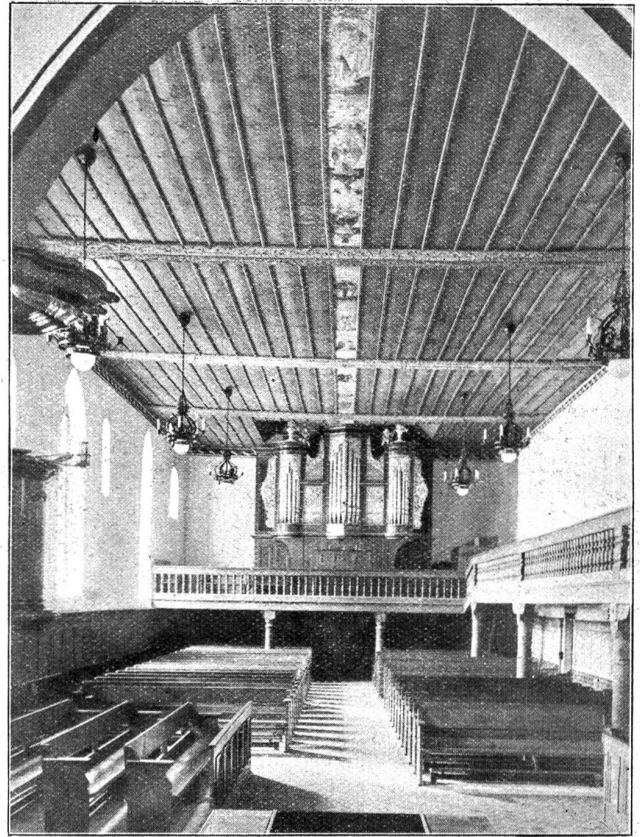
(Mus: Brüden zum Ewigen.)

Die renovierte Kirche in Köniz.

Zahlreich sind im Bernerlande die Kirchen, die in den letzten Jahren eine bauliche Erneuerung und Verschönerung erfahren haben. Man darf diese Tatsache als Beweis gelten lassen dafür, daß das Bernervolk noch treu zu seiner Kirche steht und ein gutes Opfer für sie nicht scheut.

So wollte auch die größte Gemeinde des Kantons nicht zurückbleiben; die Kirche in Köniz gehört seit ihrer Erneuerung, die im letzten Jahre vorgenommen wurde, zu den schönsten und würdigsten Gotteshäusern unseres Kantons.

Die Könizer Kirche hat als Teil eines Gebäudekomplexes, des ehemaligen Deutschritter Klosters und Landvogtei Schlosses, Mühe, sich in ihrem Neukern zur Geltung zu bringen. Die Wirkung des hohen schlanken Turmes und des langen Schiffes mit dem überhöhten Choranbau wird durch die wuchtige Masse des Schloßbaues erheblich beein-



Inneres der renovierten Kirche in Köniz. Blick gegen den Orgel-Lettner. (Phot. Stumpf, Bern.)

trächtigt. Dafür zeigt das Innere der Kirche erfreulich schöne Raumwirkungen, besonders im heutigen renovierten Zustande.

Die Erneuerungsarbeiten, die von Architekt Max Zeerleder in Bern mit Sachkenntnis und Geschmack durchgeführt worden sind, betrafen in der Hauptsache das Innere der Kirche. Es galt in erster Linie, die alte Seitenempore ästhetisch umzugestalten und dem Bedürfnis besser anzupassen. Sie wurde über die ganze Länge des Schiffes gezogen, ver schmälert, tiefer gesetzt und mit einem neuen Zugang versehen. Dann erhielt die Kirche eine neue Bestuhlung und einen neuen Boden mit eingebauter elektrischer Heizung. Die kleinen Fenster über dem seitlichen Eingang wurden durch Umgestaltung der Eingangshalle freigelegt und der Tagesbeleuchtung dienstbar gemacht. Gleichzeitig wurden für die elektrische Beleuchtung an der Decke sechs kunstvolle Leuchter angebracht. Die braune Holzdecke selbst mit ihren bebilderten und ornamentierten Längs- und Quersfriese und Randleisten wurde bloß aufgefrischt unter Schonung des alten Zustandes. Selbstverständlich wurden Verputz und Anstrich der Mauern erneuert.

Das Chor der Kirche erfuhr eine nicht unwesentliche Umgestaltung. Zwei der sieben hohen Chorfenster waren unschön zugemauert; sie wurden so weit herausgebrochen, daß das Maßwerk zur Geltung kommen konnte. Ferner wurden vier alte Mauerbilder, die unter der Tünche zwischen den Fenstern an der Chorrundung zum Vorschein kamen, herausgeflopft und sorgfältig restauriert. Archäologische Interessen mochten wohl die ästhetischen Bedenken gegen die Wiedererwedung eines Raumschmudes von problematischem Charakter überstimmt haben. Damit die Bilder nicht in der Luft hingen, wurde die Mauer unter ihnen farbig in Zusammenhang gebracht mit dem Chorgetäfel und — durch das Wandornament an den Fenstern — mit dem Kirchenraum überhaupt. Das Chor hat so zweifellos an Wärme gewonnen; doch scheint uns durch die Wandbilder